

Für den Tag schreiben

Das Geschichtenerzählen habe ich erst bei den Zeitungen gelernt.

Aus der Anthologie: „Für den Tag schreiben. Journalismus und Literatur im Zeitungsland Schweiz,“ herausgegeben von Charles Linsmayer, Weltwoche-ABC-Verlag, Zürich 1999.

Es war ein verregneter Novembernachmittag im Jahre 1986. Ich schwänzte die Schule, sass auf den Felsbrocken am Seeufer und starrte in den Nebel. Da fasste ich den Entschluss, einen Roman zu schreiben. Dass die Schriftstellerei kein Beruf sei, war mir bereits gesagt worden. Dass man davon nicht leben könne, auch. Ich sollte erst einmal etwas Vernünftiges lernen. Lehrerin zum Beispiel. Wie meine Eltern. Ich könne später in der Freizeit immer noch schreiben, wenn es mir bis dann nicht verleidet wäre. Viele Mädchen würden schreiben: Tagebücher, Liebesgedichte, das vergehe mit der Zeit. Alle sprachen über das Schreiben, als wäre es eine Krankheit, von der man mit ein bisschen gutem Willen genesen konnte.

Doch statt mir Mühe zu geben, schrieb ich fortan, soviel ich konnte, oder besser gesagt, ich übte. Das Problem war, dass ich keine Ahnung hatte, wie man einen Roman schreibt. Aber natürlich wusste ich, dass man eine Geschichte braucht, die man erzählen will. Und man muss eine möglichst kluge Konstruktion entwickeln. Sonst haben die Germanisten nichts zu analysieren. Also erfand ich Figuren, Schauplätze, Handlungen. Ich zeichnete Pläne, entwarf verschiedene Ebenen, dachte in komplizierten Begriffen, mit denen uns die Deutschlehrer langweilten. Aber ich wusste nicht, womit ich die Geschichte anfangen sollte. Jedesmal, wenn ich abends ein paar Seiten geschrieben hatte, fand ich am nächsten Morgen, der Anfang sei falsch. Ich warf alles weg, um am nächsten Abend wieder von neuem zu beginnen.

In jener Zeit suchte das „Bieler Tagblatt“ Schüler, die eine Jugendseite gestalten wollten. Ich hatte mich bereits zwei, drei Mal mit Leserbriefen versucht, aber auf die Idee, dass ich richtig für eine Zeitung schreiben könnte, war ich bis dahin nicht gekommen. Das war etwas, was andere Leute machten, von denen ich nichts wusste. Ich hatte mir noch nie überlegt, wie die Geschichten in die Zeitungen kommen.

Als ich später meiner Grossmutter zu erklären versuchte, was ich arbeite, merkte ich, dass sich das offenbar auch andere Leute nie überlegt haben. Meine Grossmutter wusste nicht, dass es Journalisten gibt, die die Zeitungsstorys schreiben, bevor sie gedruckt werden. Sie nahm an, die Zeitungen kämen vom Kiosk, und damit basta. Genau so, wie sie annahm, dass alles, was gedruckt ist, der Wahrheit entspricht. Und dass folglich das, was nicht in der Zeitung stand, erfunden sein musste. Einmal erzählte ich ihr, was ich auf einer Reportage erlebt hatte, und sie sagte: Das glaube ich dir nicht. Das ist so verrückt, wenn das wirklich passiert wäre, dann hätte ich in der Zeitung davon gelesen. Ich antwortete, dass es morgen in der Zeitung stehen werde. Aber sie schüttelte nur den Kopf und murmelte, ich hätte schon immer zu viel Phantasie gehabt, und dass ich es im richtigen Leben schwer haben werde. Als sie am nächsten Tag den Artikel mit meinem Namen darunter sah, rief sie meinen Vater an und erzählte ihm, ich wäre in der Zeitung, aber sie verstehe nicht, warum.

Das „Bieler Tagblatt“ suchte also Jungredaktoren, und da mir inzwischen fast alles recht war, was mich von meinem noch zu schreibenden Roman ablenkte, meldete ich mich. Wir waren ein kleines Team, und wir hatten eine ganze Zeitungsseite zur Verfügung. Einmal die Woche war Redaktionssitzung. Wir diskutierten die Themen und verteilten die Storys. Wir recherchierten und telefonierten, machten Strassenumfragen, schrieben Glossen und Kommentare. Die erwachsenen Kollegen waren zuvorkommend. Sie erklärten uns, wie eine Zeitung entsteht. Sie nahmen sich Zeit zum Redigieren und zeigten uns, wie man das Layout einer Seite gestaltet. In den chaotischen, verrauchten Redaktionsbüros fühlte ich mich zu Hause. Es war ein grosser, lauter Ameisenhaufen, in dem auch ich meinen Platz finden konnte. Der Lärmpegel auf Redaktionen ist enorm: Das Surren der Computerdrucker, damals noch das Rattern der Telexgeräte, Kollegen, die sich Titelvorschläge, Rechtschreiberegeln und hie und da einen Witz zurufen. In dem ganzen Tohuwabohu kam es auf meine Fragen auch nicht mehr an.

Inzwischen rauchte ich, und ich trank einen Automatenkaffee nach dem anderen. Wenn solche Gewohnheiten den erwachsenen Kollegen halfen, die richtigen Sätze zu finden, so würden sie auch mir weiterhelfen. Ich begann mir Schreibrituale anzueignen. In der Tasche meiner Lederjacke hatte ich zwei Kugelschreiber – für den Fall, dass der eine leer würde. Die Schultasche warf ich weg; ich ging mit der Zeitung und dem karierten Recycling-Notizblock unter dem Arm durch die Stadt. Ich benahm mich wie eine Journalistin, und das half. Es kam immer seltener vor, dass ich nicht wusste, wie ich eine Geschichte beginnen sollte. Der Anfang einer Story wurde Lead genannt, und im Lead

wurden auf wenigen Zeilen die fünf W geklärt: Wer, Wo, Wie, Was, Wann, und wenn noch Platz war, auch das sechste W, das Warum.

Für die Jugendseite des „Bieler Tagblatts“ sollten wir keine komplizierten Schulaufsätze schreiben, sondern klare Gedanken formulieren und der Reihe nach erzählen, was wir recherchiert hatten. Wir sollten so schreiben, dass uns auch Frau Müller von nebenan verstehen konnte. Ich dachte an meine Grossmutter und schrieb, als müsste ich ihr persönlich erklären, was ich gesehen, gehört und herausgefunden hatte. Es funktionierte. Die Geschichten wurden gedruckt, und manchmal gab es sogar Leserbriefe. Zudem war die Schreiberei besser bezahlt als bei Rolex Uhrenteilchen auszustanzen. Ich lebte in Wohngemeinschaften und kam mehr schlecht als recht über die Runden, aber ich hatte mir fast alles selber verdient: Ich schrieb über Rockkonzerte und schwänzte die Schule, um an Pressekonferenzen teilzunehmen.

Im Nachhinein ist das Wichtigste, was ich als Journalistin gelernt habe, das Recherchieren: Sowohl für meine literarischen Geschichten wie auch für gelegentliche Reportagen suche ich mir am liebsten Themen, über die ich noch nichts weiss, Stoffe, die ich mir von Grund auf erarbeiten und aneignen kann. Lieber lese ich Fachbücher und Nachrichtenmagazine als Romane, bei deren Lektüre ich das Gefühl habe, ich hätte sie schon x-mal gelesen. Es ist immer die Neugier, die mich an den Schreibtisch treibt. Vom Weltverbessern verstehe ich nicht viel. Und was für andere gut ist, weiss ich auch nicht. Ich gebe selten Ratschläge, lieber stelle ich Fragen.

Nach der Matura las ich Bukowski, Ginsberg, Kathy Acker, und ich verfasste Gedichte, die mir heute peinlich sind. Was meinen Vorsatz, einen Roman zu schreiben, betraf, nahm ich erneute Anläufe: Zehn, zwanzig, dreissig Seiten, nur, um dann wieder von vorne anzufangen. Mit 24 beschloss ich, das Elaborat sei fertig. Ich hatte 130 Seiten (auf dem Computer, die Schrift um zwei Punkte vergrössert!) zustandegebracht und war sogar noch stolz darauf. Im Nachhinein bin ich froh, dass das niemand drucken wollte.

Mit meiner journalistischen Karriere war ich derweil besser vorangekommen. Ich hatte in Fribourg meinen Diplomabschluss in Journalistik und Kommunikationswissenschaften gemacht, hatte eine zweijährige Journalistenlehre absolviert und Erfahrungen auf verschiedenen Redaktionen gesammelt. Nun war ich als Polizeireporterin beim „Blick“ in Zürich. Ich hatte einen Leasingwagen, eines der ersten Natels (Ringier zahlte die Rechnung), und vor allem hatte ich einen spannenden Job. Damit hätte ich mich zufrieden geben können.

Aber die Sache mit dem Roman liess mir keine Ruhe. Inzwischen hatte ich eingesehen, dass mein erster Versuch nichts taugte. Damit konnte ich es nicht bewenden lassen. Ich wollte es noch einmal versuchen. Mein nächstes Romanprojekt war „Die Schwester des Schattenkönigs“. Ich merkte bald, dass ich diesmal nicht mit 130 Seiten grosser Schrift davonkommen würde, und schon gar nicht in der Freizeit. Polizeireporter ist ein 200-Prozent-Job, und ich hatte oft Pikettdienst. Aber wie soll man an einem Roman arbeiten, wenn man ständig zu irgendeinem Brand, Unfall, Käferfest oder auf den Drogenstrich gerufen wird. Ich beschloss, dass es so nicht weitergehen könne. Zwar machte mir die Arbeit beim „Blick“ immer noch Spass, aber es war mir inzwischen klar, dass ich so nie einen Roman schreiben würde. Und langsam, aber sicher hatte ich auch genug Leichen, Bingogewinner und Stadtpolizisten gesehen.

Nach zehn Jahren Journalismus reichte es mir. 1996 bin ich, mit dem halbfertigen Romanmanuskript im Koffer, nach Irland ausgewandert, um fortan als freischaffende Autorin zu leben. Ueber Nacht waren all die sorgsam aufgebauten Rituale aus dem Redaktionsalltag weggefegt. Zwar rauchte ich weiterhin und trank Unmengen von Kaffee, aber das half jetzt nicht mehr. Ab und zu blökte ein Schaf, ansonsten herrschte rund um mich Stille. Zwar hätte ich meinem Mann oder meinem Lektor ein paar zotige Witze erzählen können, aber es kamen mir keine mehr in den Sinn, und zudem fand ich solches Benehmen jetzt unangebracht. Im ersten Winter in Irland strich ich mein Arbeitszimmer, ich räumte Möbel hin und her und wieder zurück, topfte Zimmerpflanzen um, ordnete meine Bibliothek mal nach dem Alphabet, nach Themen, dann wieder nach Grösse und Farbe der Bücher. Ich suchte eine neue Ordnung und brauchbare Rituale. Die karierten Recyclingblöcke gingen mir aus, und ich schrieb meine Notizen auf die Rückseite von Druckfahnen.

In meinem Arbeitszimmer rauchte ich nicht mehr. Dafür habe ich mir angewöhnt, alle paar Seiten nach unten zu gehen und in der Küche zu rauchen. Und wenn ich nicht weiterweiss, trinke ich Tee. Giesse die Blumen. Gehe durch den Garten, um hie und da ein Unkraut auszuzupfen oder eine Rose zu bewundern. Und wenn das alles nicht hilft, schlüpfe ich in die Arbeitshosen und steche die Gemüsebeete um. Manchmal grabe und jäte ich stundenlang, tagelang, bis ich weiss, wie eine Geschichte weitergeht. Der Garten gedeiht prächtig, aber was das Schreiben betrifft, wird es immer schwieriger. Als Reporterin hatte ich kaum Zeit für Zweifel und Fragen. Jetzt werden sie oft so übermächtig, dass sich ganze Geschichten hinter riesigen Fragezeichen auflösen. Ich arbeite heute langsamer denn je, und ich bin kritischer geworden. Mein früheres Selbstvertrauen ist ohne die

alltägliche Hektik und ohne das kollegiale Schulterklopfen rasch dahingeschmolzen. Ich bin immer weniger zufrieden mit dem, was ich bisher geschrieben habe. Auf einmal habe ich gnadenlos viel Zeit, nachzudenken. Der Redaktionsstress hatte mich ja weitgehend davor bewahrt. Zwar habe ich die neue Freiheit schätzen gelernt. Wenn mir danach ist, kann ich tagelang an einem einzigen Satz herumstudieren und nächtelang durcharbeiten.

Für Zeitungen schreibe ich nach wie vor. Das Beste daran ist, dass Zeitungsartikel nach ein paar Tagen, spätestens Wochen fertig sind. Wenn man jahrelang an einem Roman arbeitet, tut es gut, zwischendurch etwas Kleineres, dafür schon Gedrucktes mit dem eigenen Namen darunter zu sehen. Würde ich nur an meinem nächsten Roman arbeiten, wäre ich längst in Selbstzweifeln ertrunken.

Manchmal frage ich mich, wie ich damals am Ufer des Bielersees überhaupt auf die Idee gekommen bin, einen Roman zu schreiben. Ich weiss es bis heute nicht. Ob es am Ende daran liegt, dass ich mit dem Geratter von Vaters Schreibmaschine aufgewachsen bin, der meine Kindheit hindurch an seiner Dissertation arbeitete? Damals dachte ich, alle Erwachsenen würden schreiben. Um wie die Grossen zu sein, wollte ich daher nicht Barbiepuppen haben, sondern schreiben lernen. Meine Eltern blieben standhaft, und so hat mir Grossmutter das Alphabet beigebracht, lange bevor ich in den Kindergarten kam. Damals war ich zufrieden, wenn sich die Zeilen am Ende reimten. Das Geschichtenerzählen habe ich erst bei den Zeitungen gelernt.